



Ins württembergische Franken.

Von

Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T.

An einem prächtigen Julisonntage wurde der längst in Vorfreude genossene Ausflug ins Jagstthal nach Langenburg und Kirchberg zur Tat. Die menschenleeren Gassen Rothenburgs glänzten in der feierlichen Helligkeit der Morgensonne, als ich zum Postauto an den Marktplatz ging. Seit kurzem erst ist die Verbindung mit dem württembergischen Lande nach Blaufelden und Roth a. See hergestellt und für Rothenburg ein weiteres entzückendes Ausflugsgebiet erschlossen. Zum Spitaltor gings hinaus, hinab ins Taubertal und steil die Plinksteige hinan; wir ließen das langgewohnte Rothenburg ohne viel Rückblicke entschwinden, die Erwartung auf neues Land gerichtet. Es war eine fröhliche Fahrt in den frischen Morgen hinein. Unser Wagenführer entlockte seiner zweistönigen Huppe ein originelles Quintenthema wie aus einem unentdeckten Brucknerschen Scherzo. Über grünes einfaches Land gings sanft dahin. Die gebändigte Fruchtbarkeit des Mutterbodens in Saatenfluren, Wiesenmatten wirkt immer beruhigend und vertraut. Dörfer mit viel Fachwerk, die Häuser locker ins Grüne gestellt, wie von einem spielenden Kinde, hie und dort ein kleines Wäldchen, sanftestes Schwellen und Sinken des Bodens — eine bescheidene, aber freundliche Gegend.

In Blaufelden entstiegen wir dem Auto, saßen hinter der Kirche auf Steinstufen und aßen Kirschen und Schinkenbrot. Durch hohe Akazien fiel süß geklärtes Morgenlicht. Ein altersgrauer Turm ragte steil vor uns auf. Wenig unterhalb seiner Spitze läuft eine Gallerie um sein hohes Schieferdach, ein origineller Einfall des Baumeisters. Eine leichte freie Stimmung hatte uns erfaßt. Was ist nötiger für solche Fahrten wie Absichtslosigkeit, abenteuerlustige Ungebundenheit, ein elastisches Reiseprogramm, dann Freude am Entdecken, die Gabe auf kleinste Reize zu reagieren und guter Mut, die Gelegenheit zu packen. Ein paar dunkelrote Rosen, die ich von einem Mädchen über den Zaun weg mir schenken ließ, waren die erste freundliche Glücksgabe des Tages.

Wir stiegen ins Bähnle nach Langenburg. Schon mischte sich unfälschtes Schwäbisch mit dem vertrauten fränkischen Dialekt. An der Oberamtsstadt Gerabronn vorbei, die nach Industrie aussieht. Ein gehegter Hochwald

verrät die Nähe fürstlicher Sitze. Schöne Baumgruppen in sommerlicher Fülle zogen vorbei, in der Ferne kreisten langsam fast nur geahnte Taleinschnitte mit Wäldern verbrämt.

Am Bahnhof in Langenburg war noch neutraler Boden. Erst als wir in das freundliche Städtchen eintraten, meinte mein Begleiter: „jetzt wird's!“ Helle Puthäuser, gemütliche Bauformen, keine neuzeitlichen Störenfriede. Unter dem Torturm, der die einzige Straße des Ortes teilt, der bestimmende Eindruck: die giebelreiche Straßenzeile, am Ende durchsonntes Wipfelgrün, darüber ein massiger heller Rundturm mit bauchigem Dach. Er schließt das Straßenbild ab und gibt einen stärkeren Begriff vom Schlosse, als eine volle Front bewirken könnte. Das liebe deutsche Bildchen im spitzbogigen dunklen Rahmen des Tores haftet fest in der Seele.

Der erste Eindruck ist so wichtig. Er ist nicht nachzuholen. In verstimmender Gesellschaft oder in aufnahmeunfähiger Verfassung eine neue Stadt oder Landschaft sehen, heißt sich um ein dauerhaftes Bild bringen. Die nähere Vertrautheit kann den ersten Reiz des Unbekannten nicht ersetzen. Erlebnis ist die Erschütterung der Seele durch ein Neues,

Aus der einfachen Kirche zur Rechten kam Orgelklang; die Straße erweitert sich etwas und geht zuletzt in eine niedere Allee über. Weißflatternde Kinder spielen um den Brunnen. Und nun fällt der Blick über wohlgezogene Hecken zum ersten Mal in das Jagstthal hinab, über dem Langenburg liegt. Im Duft des Sommertags dehnt sich das wunderbare grüne Tal, ruht in sich in harmonischem Gleichgewicht und spiegelt eine Welt zeitlosen Friedens. Ein kleines graues Örtchen zu Füßen Langenburgs, weiterhin kein Dorf, kein Haus, nur die weite grüne Mulde mit dem schmalen Wässerchen und den zarten grauen Strichen der Straßen und Wege; die umkränzenden Berge mit starrenden Wäldern gekrönt. Die Welt ist wieder einmal vollkommen geworden. Das Auge saugt sich an dem innigen Bilde fest.

Dann lockt die Schloßbrücke. Doch wir steigen erst eine tiefe Treppe in den Park hinab. Da glühen bunte Rosenpalisade: weiße Bänke mit dem Springbrunnen davor laden zur Rast. Wir wandeln durch Laubengänge und endlich unter hohen ragenden Wipfeln. Und immer wieder zeigt der Blick ins Tal, oft ganz entzogen, durch Astgewirr zerteilt, dann wieder voll aufgetan. Zur Rechten hohes Gemäuer, bald glatte Wände, bald vorspringende Basteien, Türme, mitunter feuchter Fels, auf dem das Mauerwerk wurzelt. Vom eigentlichen Schloß sieht man nichts; man umgeht nur den kolossalen Sockel, auf dem es ruht. Es ist schön, den verschlungenen Pfaden zu folgen, unter alten Wipfeln Kühle zu trinken, während das Tal schon bald in sommerlicher Mittagsglut strahlt. Durch das Blätterwerk bricht grünes Licht in vielen Schattierungen, die Stämme heben sich zart von dem Mauerwerk ab, eine reine Farbigeit herrscht wie auf den klaren Naturbildern Waldmüllers oder Spitzwegs. Eigentliche Gartenarchitektur und Plastik fehlt im Parke fast ganz. Sie würde hier kleinlich wirken; nur wo die Natur Bereicherung verträgt, ist sie am Platze.

Durch ein winziges Mauerpfortchen treten wir endlich in einen kahlen Zwinger, nach einem Gang durch unfreundliches Gewölbe tut sich plötzlich der Schloßhof auf. Da weiß ich: das ist Rosmaries Schloß! Hoch ragt der Bergfried. Schwere steinerne Gallerien laufen rings um den Hof; die ernste Würde der Renaissance spricht aus allen Baugliedern. Am merkwürdigsten ist das Untergeschoß. Man vermißt ein reiches Portal, ja nur einen markanten Eingang. Da sind nur Gewölbe, niedere Kellertüren, Winkelswerk und Löcher zu schauen. Man ahnt schlimme Verliese. Die Zeit, da Macht auf Grausamkeit thronte, steigt auf. Der Hof müßte gepflastert sein und ein wenig Gras dazwischen würde nicht stören. Der moderne Zementboden wirkt unerfreulich. Der ganze Eindruck ist trotz des Sommertags ernst, fast ein wenig öde. Wie mag das Schloß bei düsteren Sturmwolken oder beim Schein nächtlicher Blitze aussehen?

Was ist's nun mit Rosmarie? Ich kannte Schloß und Landschaft schon wie wirklich aus einem Buche. Aus Agnes Günthers „Die Heilige und ihr Narr“.¹⁾ Der Titel hatte mich anfänglich nicht angezogen. Ich vermutete aphoristische Weltweisheiten einer an Nietzsche berauschten Frauenseele. Im Rhythmus und Sinn der Überschrift liegt etwas irreführend Programmatisches. Desto mehr entzückte mich der Inhalt. Es ist, wenn man es auszudrücken versuchen will, die Geschichte einer Prinzessin unserer Zeit, die in einem weitläufigen Landschloße wie eine seltsame Blume aufblüht, anders fühlt und handelt wie gewöhnliche Menschen und in Glück und Leiden zur reinsten Seele reift. Das Werk ist ganz und gar erlebt und überreich an individuellen Einzelzügen. Es fällt aus aller literatenmäßigen Buchmacherei heraus, von der Buchindustrie bekanntester Namen zu schweigen, die Jahr für Jahr ihren Roman werfen müssen. Das Können der Dichterin ist groß: das Harteste und Weichste ist nie verschwommen bei ihr, sondern klar gestaltet. Ihre Sprache bleibt stets natürlich, auch wenn sie das Ungewöhnliche sagt. Nichts von der krankhaften Bildergier eines Bartsch, von der zerflossenen Gefühlseligkeit des frühen Kellermann. Die Menschen und Örtlichkeiten dieser Dichtung haften fester in der Erinnerung wie wirkliche Personen und Landschaften. Man fühlt: so müssen diese Menschen gelebt, gesprochen und gehandelt haben. Man fühlt auch: dieses Schloß Brauneck, dieses Thorstein und Schloß Schweigen muß es irgendwo geben. Der Name Würzburg fällt mehrmals. Ein Würzburger Professor kommt zur kranken Rosmarie. Es ist kein Geheimnis: Agnes Günther hat sechzehn Jahre in Langenburg gelebt und dort den Reichtum der landschaftlichen Bilder und seelischen Erlebnisse aufgespeichert, den sie in ihrem späten Werke niederlegte. „Die Heilige und ihr Narr“ ist ihr einziges Buch geblieben. Acht Tage vor ihrem Tode hat die den Fünzigern nahestehende Frau das Manuskript abgeschlossen. Es ist ein Lebenswerk, das von keinem Frauenbuch unserer Sprache verdunkelt wird.

Das war nun Rosmaries Schloßhof, das ihr Park und ihre Welt. Wie gerne hätten wir von den Zimmern aus die Aussicht genossen und einen Blick auf die hochgelegenen Gärten und Basteien geworfen. Solch eine Bastei, „der

¹⁾ Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Lindenstamm", ist der Schauplatz vieler Szenen des Buches. Doch war Besuch bei den Herrschaften und der Einlaß verwehrt.

Den Spuren der Dichterin im Städtchen nachzugehen, hatte wenig Erfolg. Das alte Dekanat, das sie noch bewohnte, ist abgebrochen, ein moderner Durchschnittbau steht an der Stelle. Der Küster, der vor der Kirche stand, wußte wenig Charakteristisches. Ein Theaterstück der Frau Dekan sei im Schloß aufgeführt worden. Die Eigenart dieser Frau mußte einfachen Menschen entgehen. Berühmt war sie noch nicht. Das alles stimmte gut zu ihrem Bilde. Nichts Auffälliges, kein bewußtes, äußeres Dichterleben. Ich nahm nur, was der Zufall bot. Ich liebe es nicht, dem Alltag solcher Menschen nachzuspüren. Das Werk ist alles; und gerade hier, wo wir die Landschaften und Szenerien des Buches nacherleben konnten, bedurfte es keiner interessanten Forschungen, um der Dichterin nahe zu kommen.

Im Café, dessen letzter Raum in breiten Glasfenstern auf das Tal schauen läßt, genossen wir noch einmal das liebe Bild des grünen Tales. Dann fuhr das Auto vor, das wir uns für Kirchberg gemietet hatten. Reizvoller wäre es freilich gewesen, die Burg Thorstein und das fabelhafte Schloß Schweigen der Dichterin zu suchen oder doch das Jagsttal zu Fuß zu durchwandern, um in langen Stunden ganz vertraut mit ihm zu werden. Aber es wäre zu ermüdend geworden. Es war ja nur ein tiefes Aufatmen zwischen zwei Arbeitstagen, was wir uns gönnen konnten, keine frohe Ferienwanderung. Doch auch im Auto sahen wir viel. Als es die Jagst überquerte und eine steile Bergstraße emporkletterte, hatte das Bild etwas von der Größe einer Vorgebirgslandschaft. Dann kam Kirchberg: von dieser Seite aus ein mittelalterliches Bild. Burgartig, steil, ausgebreitet, grau und verwittert. Düstere Wolken standen darüber. Im Städtchen fiel gleich bedeutendere Architektur auf. Langenburg war nur ein Landörtchen, eine bescheidene Einleitung zur Dominante des Schlosses. Kirchberg verrät selbständiges Leben aus allen Bauzeiten. Der bleibende Eindruck ist aber doch vielleicht der einzige, alte Turm, der von der Befestigung übrig geblieben ist. Er sieht nicht wie gebaut aus, sondern wie gemalt. Schulz könnte ihn in einem Märchenbild haben. Der graue Verputz ist teilweise losgerissen. Seine Form weicht vielfach vom Runden ab, das steile Dach hat manche Ausbauten. Neben dem Turm führt ein schönes Barocktor in die obere Stadt. Architektonisch bedeutende Häuser, eine Barockkirche, freigebige Breite der Straßen und Plätze, Gartenkünste im alten Stil erwecken einen reichen Eindruck, ein Empirebrunnen weist darauf hin, daß das bauliche Leben des Städtchens nie ganz still stand. Das Schloß, Barockbau mit warmgelbem Anstrich, wirkt hier nur als Steigerung, nicht als Gegensatz wie in Langenburg. Der Schloßhof ist nicht eben bedeutend. Das Innere hätte mehr interessiert, schon um der Ausblicke willen. Auch wäre unter den zahlreichen Gemälden vielleicht manches interessante Stück zu entdecken gewesen. Aber der unerträglich schrofne Kommandoton unserer Führerin trieben uns bald wieder fort. Vor der Türe stehen zwei Reissigbesen, woran sich die Besucher die Schuhe zu reinigen haben. Eine treffende Symbolik!

Wir stiegen ins Jagstthal hinab. Das Flüschen kommt einen Waldhügel entlang auf Kirchberg zu. Der Blick von der Brücke vereinigt alles, was der Deutsche als romantische Landschaft von altersher liebt und was von Dürer und Cranach bis Richter und Schwind deutsche Maler zur Gestaltung zeigten. Von einem waldigen Hügel blickt Schloß Hornberg herab, in seiner geschlossenen Wucht vielmehr eine Burg zu nennen. Wir beschloßen, sie zu stürmen. Steil gings hinan; aber herrliche Aussicht auf Kirchberg lohnte. Da liegt das Städtchen mit seinen hellen Häusern, die sich wie neugierige Kinder an den Berg- rand drängen; das Schloß folgt ohne Übergang, ein vielfältig zusammengesetztes Gebäu, wohl im Bedürfnis der Zeiten mannigfach erweitert. Im Mondschein muß das alles wundervoll aussehen.

In Schloß Hornberg erfreut ein gemüthlicher Schloßhof. Ein freundliches Mädchen zeigte uns ein paar Zimmer, die eine herrliche Aussicht boten. Ein altväterisches Jagdzimmer war besonders anheimelnd. Das Schloß mit seinen hohen Mauern, den ganz hoch liegenden Fenstern, dem breiten Turm und schweren Dachwerk wirkt wie ein lebendes Stück Mittelalter. Leider thront auf einem gegenüber liegenden Waldberge eine backsteinerne Sommervilla, die recht unangenehm an die Zeiten deutscher „Vergangenheit“ erinnert, denen man sich im Jagstthal entronnen glaubt.

Von Kirchberg gings mit dem Postauto nach Roth a. See und nach Rothenburg zurück. Der Tag war überreich an Bildern gewesen; es tat wohl, wie die Dunkelheit sich langsam über das Land breitete und das Auge freigab für innere Bilder. Aber noch stand ein unerwartetes Erlebnis bevor. Rothenburg ist seit Jahr und Tag meine Heimat. Ich beneide manchmal die Fremden, die die Stadt zum ersten male sehen. Wenn Freunde mich besuchen, verwöhnt durch Italiens Herrlichkeiten, merke ich wieder, was Rothenburg sein muß, daß es so entzückt. Der Einheimische sieht das nur manchmal noch und kühleren Herzens. Und doch kann es gelingen, etwas Gewohntes plötzlich neu zu erleben.

Das Auto fuhr lang durch die dunkle Ebene. Endlich gings steil hinunter; drüben auf der Berghöhe glänzten viele Lichter, dunkle Massen hoben sich vom Horizont. Dann rollte der Wagen die Koboldzeller Steige hinan; Zweige schlugen ans Fenster, die „Burg“ trat mächtig aus der Dämmerung, hohe Mauerwände drehten sich um uns, wir fuhren durch Tore — Türme ragten — an Renaissanceprunkhäusern vorbei, plötzlich das Rathaus in wuchtender Größe. Mir gings wie Mörike: „ich bin wie trunken, irreführt“, so war mir Rothenburg selbst neu und verzaubert. Traumverwirrt und traumbeglückt kam ich heim.

Ihr Italienwanderer, Nordlandsfahrer! kennt ihr den Reichtum eurer süddeutschen Heimat wirklich ganz? Kennt ihr die Bamberger Domplastik, das Eichstättner Mortuarium, den Marienaltar in Greglingen? Ihr Mainfranken, kennt ihr euer württembergisches Stammesgebiet? Ich nenne euch die Fahrt: Würzburg, Mergentheim, Weickersheim, Greglingen, Langenburg, Kirchberg, Rothenburg! Eine leuchtende Erinnerung wird für Jahrzehnte zurückbleiben.